

heit, ein in X genehmigtes Wort kann in Y für Parteiführer sorgen.

Kabarett als Staatstheater, VEB Brett, subventionierte Satire – und dennoch eine Lippe wagen: für den „Bundi“ ein Verwirrspiel. Denn er kennt ja seine eigenen Gesellen als Leute, die vor nichts zurückschrecken und höchstens riskieren, vom ZDF abserviert und vom Bayernfunk abgedreht zu werden.

Satire in der DDR ist, natürlich, system-immanent. Nicht die herrschende Ideologie wird attackiert, nur der herrschende Zustand, mit seinen Bonsai-Bonzen, Karrieregeiern, Duckmäusern, Schlampen, Sündern wider die sozialistische Moral, den ewigen „Versorgungsengpässen“, dem dröhnenden, leeren Blech-Welsch der Medien.

Jedoch: Die Schmerzgrenze ist ziemlich hochgefahren. Bei den Großen Vier in Berlin wehte spürbar ein Wind aus Richtung „Glasnost“ – auch wenn die Programme schon vor Gorbatschows „Öffnungs“-Zeit entstanden waren. Beispielsam am laufenden Band:

Ein Sportreporter lernt, wie aus der katastrophalen Niederlage des Fußballclubs „Fortschritt“ ein strahlender Siegesbericht wird; als Staatsgast wird Papst Wojtyla erwartet, weil die DDR das Land mit den „meisten Wundern“ sei; „Beamten-Mikado“ heißt: „Wer sich bewegt, hat verloren.“ Rat an Reiselustige: „Bleibe im Lande und nähre dich rötlich.“ Einen „vorübergehenden Engpaß“ werde man schon „überwintern“.

Tabus? Der Strauß-Milliarden-Kredit wird satirisch verlängert, die Doppelwährung im Lande (die einen haben „Devisen“, die anderen „de Wiesen und Wälder“) notiert; DDR-exportiertes Benzin im Tank, rasen die Bundis „mit 140 ins Ausland, wir mit 65“, im Rentenalter. Und das Spiel der DDR-Nationalhymne sei „unentschieden“ ausgegangen: Die Musik habe gewonnen, der Text verloren – die Zeile „Deutschland, einig Vaterland“.

Tabus, einige: Schießbefehl, die Außen- und Innenpolitik der „sozialistischen Bruderländer“, die Regierungsspitze. Honecker kommt allenfalls volkstümlich als „unser Erich“ vor, der ZK-Sekretär Kurt Hager als „Leserbriefschreiber Kurt H. aus Wandlitz-See“, dem Dorado der Polit-Prominenz.

Just zwischen Honecker und Hager freilich liegt die Spielwiese der Kabarettisten. Grundsatz Honecker: „Wenn man von den festen Positionen des Sozialismus ausgeht, kann es meines Erachtens auf dem Gebiet der Kunst und Literatur keine Tabus geben.“ Grundsatz Hager: Es sei darüber zu wachen, „daß niemand unsere Bereitschaft zur Selbstkritik für das schmutzige Geschäft unserer Feinde ausnutzen kann“.

Es soll alles in der Familie bleiben, nicht mal in die TV-Familie vordringen. Schmerzlicher Scherz: „Waren Sie nicht neulich im Fernsehen?“ „Nein, das wechseln Sie. Ich bin Kabarettist.“ Doch

„Mehr Woll-Lust statt Muß-Lust“

SPIEGEL-Interview mit dem DDR-Kabarett-Texter Peter Ensikat

SPIEGEL: Politisch-satirischer Kabarett-Texter in der DDR – was heißt das?

ENSIKAT: Das heißt, daß einem die Texte aus der Hand gerissen werden.

SPIEGEL: Warum?

ENSIKAT: Weil wir in der DDR zu viele Kabarettisten haben und zu wenig Leute, die dafür schreiben können.

SPIEGEL: Warum gibt es so viele Kabarettisten in der DDR?

ENSIKAT: Ein Satiriker ist, um Tucholsky zu zitieren, ein „beleidigter Idealist“. Es ist die Pflicht der Künstler, an die Utopie zu erinnern, in meinem Falle an die Ideale des Sozialismus. Ich messe den Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit.

SPIEGEL: Haben Sie das Rezept, wie alles besser werden könnte?

ENSIKAT: Ich sehe mich nicht als Besserwisser, sondern als Betroffener. Ich weiß es nicht besser, sondern anders. Ein von mir regiertes Land wäre vermutlich unbewohnbar.

SPIEGEL: Was hilft sie dann, die Satire?

ENSIKAT: Ich versuche, Probleme zu benennen. Benannt ist nicht gebannt – aber Grundvoraussetzung, Probleme zu bewältigen. Kabarett, Satire sind sozusagen „öffentliche Eingaben“.

Anders gesagt: Der Satiriker legt den Finger auf die Wunden, die er nicht gerissen hat, die ihn aber schmerzen. Wenn er diejenigen verletzt, die Wunden reißen, so waltet er seines Amtes. Und wenn er mal irrt, so tun die von ihm zugefügten Verletzungen nicht so weh wie manche Wunden, die wir durch Verstecken zu heilen suchen.

SPIEGEL: Macht man sich damit sehr beliebt?

ENSIKAT: Es gibt ein altes französisches Sprichwort: „Der Feind meiner Fehler ist mein bester

Freund.“ Ich jedenfalls empfinde mich nicht nur als zufällig hier geborener Bürger. Ich bin Freund dessen, was wir so schön selbstverständlich das Unsere nennen. Also bin ich auch der Feind all unserer Fehler.

Wir wollen uns immer von der starken Seite zeigen. Ich halte das für eine unserer schwächsten Seiten.

SPIEGEL: Teilen Sie da noch das selbe Tisch Tuch mit der Partei, die immer recht hat?

ENSIKAT: Wir sitzen am selben Tisch, nur an verschiedenen Enden.

SPIEGEL: Und die Losung des Tages?

ENSIKAT: Mehr Woll-Lust statt Muß-Lust.



DDR-Kabarett-Texter Ensikat

„Der Feind meiner Fehler ist mein bester Freund“

ENSIKAT: Im Kabarett können Dinge gesagt werden, die bei uns nicht in der Zeitung stehen. Und die Kabarettisten sind immer voll.

SPIEGEL: Gibt es Tabus?

ENSIKAT: Die Tabu-Grenze hängt von der Qualität des Schreibers ab. Es gibt für mich heute kein Thema, über das ich nicht im Kabarett reden könnte.

SPIEGEL: Aber wo beginnt die Schmerzgrenze?

ENSIKAT: Ein Satiriker, der keinen Ärger kriegt, muß sich eines Tages fragen, ob er Satire macht; wer andere verletzt, muß sich auch verletzen lassen.

SPIEGEL: Was treibt zur Satire?